

DICK WOLF

**Der letzte Plan**

### *Buch*

Es war ein ruhiger Flug gewesen, und der Landeanflug auf Newark stand kurz bevor. Bis plötzlich ein Terrorist die Kontrolle über die Maschine an sich reißen will. Doch er wird schnell von mehreren Passagieren überwältigt.

Detective Jeremy Fisk von der New Yorker Antiterrorereinheit aber ist skeptisch. Der Mann hatte keine Chance auf Erfolg, nicht seit die Sicherheitsvorkehrungen nach dem 11. September 2001 so massiv verstärkt worden waren. Allerdings kann der Terrorist auch kein absoluter Dummkopf sein, denn immerhin hat er es geschafft, eine Waffe an Bord zu schmuggeln. War er nur ein Bauernopfer, und der eigentliche Terrorist konnte durch die Ablenkung unbemerkt in die USA einreisen? Fisk bleibt nicht viel Zeit. Denn die unmittelbar bevorstehende Zeremonie zur Eröffnung des One World Trade Centers ist das perfekte Ziel für die Taliban!

### *Autor*

Dick Wolf ist Produzent und kreativer Kopf der erfolgreichsten Marke in der Geschichte des Fernsehens – der Serie *Law & Order*. Für seine Arbeit wurde er vielfach ausgezeichnet. Unter anderem erhielt er zweimal den Emmy, den bedeutendsten TV-Preis der USA, sowie einen Grammy und den Edgar Award für herausragende Leistungen im Krimigenre. Er lebt in Südkalifornien.

*Weitere Titel in Vorbereitung*

Dick Wolf

# Der letzte Plan

Thriller

Übersetzt von Fred Kinzel

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»The Intercept« bei William Morrow, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

### 1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Oktober 2014 bei Blanvalet, einem Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Dick Wolf

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß/Augsburg

Umschlagmotiv: Arcangel Images / Nik Keevil; Getty Images / Sylvain

Sonnet; Shutterstock / Al Fabrykiewicz

Redaktion: Gerhard Seidl

HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38278-1

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## Hintergrundgeräusche



**September 2009**  
**New York City**

Bassam Shah war in zwei Nächten und einem Tag von Denver aus durchgefahren und hatte nur gehalten, um zu tanken, Teigtaschen zu essen und Red Bull zu trinken; zwischen den Tankstopps hatte er in eine Milchflasche aus Plastik uriniert.

Als er im Morgengrauen die chaotisch ineinanderfließenden Fahrspuren auf der New Jerseyer Seite der Washington Bridge erreichte, zwangen orangefarbene Verkehrskegel die Autos auf die rechte Spur. Streifenwagen der Port Authority Police versperrten die verfügbaren Spuren und lenkten alle Besucher der Stadt zu einem Checkpoint unmittelbar hinter der Mautstelle um. Der Pendlerstau nach New York hinein baute sich zu dieser frühen Stunde gerade auf, hatte seinen Höhepunkt jedoch noch nicht erreicht.

Zwei Männer in blauen Windjacken und mit Baseballmützen auf dem Kopf schwenkten ein Stück weiter vorn Taschenlampen und spähten in das heruntergelassene Fenster eines Wagens. Zu ihren Ohren führten Kabel.

Shah sah keine Hunde. Darüber war er froh. Bis zum Kontrollpunkt waren noch zehn Fahrzeuge vor ihm.

Er sah, wie ein Mann, der wie er selbst allein unterwegs zu sein schien, ausstieg und seinen Kofferraum öffnete. Die Kontrolleure – er sah jetzt die Aufschrift PORT AUTHORITY POLICE auf dem Rücken ihrer Jacken –

leuchteten hinein. Sie hoben die Matte über dem Reservereifen an, besprachen sich kurz...

... und ließen den Mann weiterfahren.

Shah musste es riskieren. Die Entscheidung fiel nicht schwer. Wenn er floh, würden sie ihn anhalten, eingehend durchsuchen und über ihren Erfolg frohlocken. Stattdessen machte er sich klein, genau wie man es ihm bei seiner Ausbildung beigebracht hatte, und versetzte sich in die Person eines dankbaren Einwanderers.

Seine Geschichte – er fuhr nach New York, um nach dem Kaffeestand seiner Familie zu sehen – hatte den Vorteil, wahr zu sein. Sie war belegbar. In einer Situation wie dieser war es unabdingbar, dass die Ausgangslage der Wahrheit entsprach.

Er setzte den Ford Taurus langsam vorwärts, warme Luft blies beruhigend aus den Lüftungsschlitzen. Es war ein trüber, frühherbstlicher Morgen. Er zählte abwärts, während jeder einzelne Fahrer befragt und jedes Auto durchsucht wurde.

Als er an die Reihe kam, ließ er sein Fenster hinunter und sah die Beamten an.

»Wohin fahren Sie?«, fragte der jüngere der beiden schwarzen Polizisten und leuchtete mit seiner Lampe in Shahs Gesicht.

»Nach Queens«, antwortete Shah. Er fühlte, wie sein Selbstvertrauen bei diesen Worten schwand. Etwas fühlte sich nicht richtig an. Aber so kurz vor dem Ziel zu scheitern, war ausgeschlossen. Er war sich in Colorado sicher gewesen, dass die Polizei ihn beobachtete. Aber seine Fahrt quer durchs Land war störungsfrei verlaufen. Er musste seine Befangenheit überwinden.

»Und Sie kommen von wo?«, fragte der Polizist.



»Denver«, antwortete Shah. »Dort wohne ich. In der Nähe, in Aurora.«

Alles wahr. Keine Lügen.

Der Polizeibeamte nickte. Wahrheit oder Lüge, es schien ihm nicht viel zu bedeuten. »Steigen Sie bitte aus.«

Natürlich ließen sie ihn aussteigen. Shah war Afghane, vierundzwanzig Jahre alt, mit karamellbrauner Haut. Sein langer Bart, die Haare und die Augenbrauen waren rötlich braun. Rein äußerlich entsprach Shah sämtlichen Kategorien ihrer erbärmlich schlichten Checkliste mit charakteristischen Merkmalen. Die Verkörperung dessen, was viele Amerikaner als gefährlichen Menschen betrachteten.

Er ließ gehorsam seinen Sicherheitsgurt aufspringen, versuchte ein Lächeln und tauchte in den warmen Luftstrom vor der großen Brücke über den Hudson River.

Der zweite Polizist beugte sich in die offene Wagentür und ließ den Schein der Taschenlampe über die Sitzpolster und den Bodenbelag wandern, als wäre sie ein Laserstrahl auf der Suche nach Hinweisen.

»Würden Sie die bitte öffnen?«, sagte der Beamte und richtete den Lampenstrahl auf die Sporttasche auf dem Rücksitz.

Shah hätte sich weigern können. Er kannte seine verfassungsmäßigen Rechte; tatsächlich kannten die meisten in den Vereinigten Staaten lebenden Afghanen die Gesetze auswendig. Diese Männer hatten keine Befugnis, ihn zu durchsuchen, aber sie konnten ihn »bitten«, sie woandershin zu begleiten, wo man ihn gründlicher durchsuchen würde. Alles, was sie brauchten, war ein Vorwand. An diesem dünnen Faden hing Shahs Freiheit jetzt.

Er zog die Tasche aus dem Wagen und spürte die Wärme des Lampenscheins auf seinen braunen Händen. Er öffnete sie und entnahm ihr ein langes Kopftuch, das er in den Händen zerknüllte. Dann zog er zwei ungewaschene Gewänder heraus, die nach kaltem Schweiß rochen, eine halb abgebrannte Kerze und Weihrauchstäbchen.

Anders ausgedrückt, hatte er genau das dabei, was diese Männer von einem Afghanen erwarteten.

Sie spähten weiter in den Wagen, ohne etwas anzufassen mit ihren Händen, die in blauen Handschuhen steckten. Shahs Laptoptasche lag auf dem Sitz neben der Tasche. Er zeigte sie ihnen, und sie waren zufrieden. Sie baten ihn, den Kofferraum zu öffnen, und er gehorchte. Sie entdeckten nichts darin außer dem Reservereifen, einem kleinen Werkzeugkasten und Dreck.

Und dann war es vorbei. Sie nickten in Richtung des Fahrersitzes als Zeichen, dass sie fertig waren, und sahen zum nächsten Fahrzeug. Shah leistete Folge, ohne Blickkontakt herzustellen, stieg in den Leihwagen, schnallte sich an und fuhr davon.

Auf der gesamten Brücke glitzerte der Morgentau, der die dicken Stahltrossen bedeckte, im ersten Licht. Unten wurden die Positionslampen der Schleppkähne auf dem Hudson River schwächer, als würden sie der aufgehenden Sonne ihre Referenz erweisen.

Shah empfand große Heiterkeit, weil er den Checkpoint passiert hatte, der Eindringlinge abschrecken sollte, der ihm nun aber tatsächlich wie eine Eingangsschwelle erschien.

Er war jetzt drinnen. Und es war leicht gewesen.

Gleichzeitig stieg neuer Zorn in Shah auf. Er verfluchte

die Unterwürfigkeit, zu der ihn die Brückentrolle gezwungen hatten. Er war ein Mann, dem seine Würde viel bedeutete. Und so nahm er die Schönheit und Großartigkeit des Blicks, der sich ihm bot, mit einer höhnischen Grimasse auf.

Während die Stadt quer vor seiner Windschutzscheibe vorbeizog, kehrte Shahs Selbstvertrauen in dem Wissen zurück, dass die Zünder sicher an einer Angelschnur im Lüftungsschlitz auf der Beifahrerseite verstaubt waren.

Im zweiundzwanzigsten Stock des FBI-Hauptquartiers an der Federal Plaza 26 im südlichen Manhattan, nicht weit vom Rathaus entfernt, war die Sitzung der Joint Terrorism Task Force bereits im Gange. Jeremy Fisk, ein Detective der nachrichtendienstlichen Abteilung bei der New Yorker Polizei, traf verspätet ein und humpelte wegen eines verstauchten Knöchels.

Er hatte beim Spiel seiner Ü-30-Mannschaft am Vorabend – er spielte zweimal die Woche um 22.00 Uhr, eine lachhafte Zeit für einen Amateur, um Sport zu treiben, aber die einzige, die er einigermaßen zuverlässig mit seinem Dienstplan in Einklang bringen konnte – einen Korbleger verpasst, war auf dem Fuß eines anderen Spielers gelandet und umgeknickt. Dann war er auf dem Hallenboden gesessen, hatte sich das Bein oberhalb des überdehnten Knöchels gehalten und, während er sich selbst verfluchte, darauf gewartet, dass die Schwellung einsetzte.

Das war's, dachte er zum tausendsten Mal in seinem Leben. Jetzt reicht es endgültig mit Basketball. Biologie ist Schicksal, sagte man, und so kam es, dass ein für sein Alter großer ehemaliger Vierzehnjähriger immer noch an

zwei Abenden in der Woche mit gleichgesinnten Desperados auf einem Basketballfeld umherhüpfte. Er liebte das Spiel, aber er hatte nie die reine Erschöpfung geliebt, zu der es führte, wenn man den Platz auf und ab rannte – und die sich neuerdings sehr viel schneller einstellte. Fisk hatte bei einem Meter dreiundachtzig aufgehört zu wachsen und war im College nie über die B-Mannschaft hinausgekommen, weil alle anderen besser und irgendwann auch größer als er gewesen waren.

Fisk humpelte zur Wand hinüber. Der Besprechungsraum war überfüllt mit Vertretern der verschiedenen Agenturen und Dienststellen, aus denen die behördenübergreifende Task Force JTTF zusammengesetzt war. Es gab ähnliche Task Forces in mehr als hundert Städten im Land, aber die von New York war, wie nicht anders zu erwarten, die größte. Neben dem gastgebenden FBI gehörten zu den ständig vertretenen Bundesbehörden der US-Marshals Service, der Secret Service, das Amt für Alkohol, Tabak und Feuerwaffen, der Diplomatische Sicherheitsdienst, die Zoll- und Einwanderungsbehörde, das Bundesfinanzamt, die Armee, der Ermittlungsdienst der Marine und mehr als ein Dutzend andere. Sie alle kamen zu den Strafverfolgungsbehörden auf bundesstaatlicher und lokaler Ebene hinzu.

Solche Task Forces werden aufgrund der vielen Abkürzungen und Akronyme häufig als Buchstabensuppe bezeichnet. In Fisks Augen war es schlimmer. Es war Buchstabensuppe, Minestrone, Muscheleintopf, französische Zwiebelsuppe und schottische Brühe ... viele tolle Gerichte, die nicht auf dieselbe Speisekarte gehörten.

Fisks Behörde, die Intelligence Division, gehörte der JTTF nicht an. Sie fungierte als getrennte nachrichten-

dienstliche Agentur innerhalb der New Yorker Polizei. Man hatte ihn mehr oder weniger nur aus Höflichkeit eingeladen.

Fisk verlagerte das Gewicht von seinem verletzten Knöchel und lehnte sich an die Wand. Cal Dunphy, der gegenwärtig ranghöchste FBI-Beamte, der der Task Force zugeteilt war, blickte an der Stirnseite des Raums kurz auf, sagte aber nichts. Dunphy trug absichtlich eine Glatze, das breite Kinn formte seinen Kopf zu einem perfekten Oval. Er zog Unterlagen aus einem Ordner und überflog sie durch seine randlose Brille.

»Wir sind in seinem Auto und in seinem Handy. Wir sind in seinem Laptop. Mr. Shah bewegt sich voller Zuversicht und hat doch keine Ahnung, dass er hell und kräftig wie ein Leuchtturm für uns blinkt.«

Zwischen FBI und Fisks Intel hatte es in der Vergangenheit viele Meinungsverschiedenheiten über das richtige Vorgehen gegeben. Die Hauptquelle der Reibereien waren gemeinsame Zuständigkeitsbereiche gewesen: der gute alte Revierkampf. Zwei finanziell gut ausgestattete Operationseinheiten mit ähnlichen, aber nicht identischen Aufgaben, die in der großartigsten und am meisten ins Visier genommenen Stadt der Welt direkt auf Konfrontation gingen. Und beide Seiten durften und wollten sich keine Fehler erlauben.

Sie arbeiteten nicht gut zusammen. In letzter Zeit waren sie sich viel zu oft gegenseitig auf die Zehen getreten und hatten Ermittlungen des jeweils anderen geschadet. Es hatte verschiedene Versuche gegeben, Kommunikation und Koordination zu verbessern, aber das änderte nichts an der Tatsache, dass sie zwei Hunde waren, die sich um dasselbe Stück Fleisch balgten.

Und so hielt sich jede der beiden Organisationen die jeweils andere möglichst vom Leib. Das FBI hatte Shah in Denver für sich allein gehabt. Jetzt war Shah im Big Apple, im Revier von Intel. Sie hatten aus den Fehlern der Vergangenheit genug gelernt, um zumindest für ein Minimum an Koordination zu sorgen, was eben zu Fisks Anwesenheit bei diesem Briefing führte. Aber das bedeutete nicht, dass sie plötzlich an einem Strang zogen.

Als Dunphy fortfuhr, wurde Fisk klar, dass das FBI nur pro forma agierte. Sie teilten die Ergebnisse ihrer Überwachung mit, aber nicht die Quellen. Sie wollten in der Sache Shah weiter eine gewichtige Rolle spielen, und ganz sicher wollten sie nicht, dass Intel ihm unabhängig von ihnen auf der Spur blieb.

Verschiedene Verbindungsbeamte stellten Fragen, die sie klug und engagiert wirken lassen sollten, aber ohne echtes Interesse, das Thema voranzubringen. Gruppendenken. Fisk sah, wie Dunphy in seine Richtung blickte. Das immerhin musste man ihm zugutehalten: Er wusste, dass Fisk die Sache so nicht würde durchgehen lassen.

Fisk streckte die Hand aus, als wollte er diesen im Kreis fahrenden Zug zum Halten bringen. »Diese ganze Geschichte macht mich kribblig«, sagte er. »Sie gefällt mir nicht. Er ist jetzt hier, mitten in dieser Stadt. Wir wissen, was er bei sich hat, wir wissen, warum er hier ist. Ich halte es verdammt noch mal für zu riskant, ihn so an der langen Leine zu lassen. Sie behaupten zwar, Sie würden seinen Zeitplan zuverlässig ...«

»Wir haben drei Tage, Fisk.«

»Einen Fuchs, der bereits im Hühnerstall ist, per GPS zu überwachen, trägt nicht sehr zu meiner Beruhigung bei.«

Dunphy verkniff sich gerade noch ein Seufzen. »Nichts würde zu Ihrer Beruhigung beitragen, Fisk.«

»Doch: Ihn sofort aus dem Verkehr zu ziehen.«

»Und drei entscheidende Tage herschenken, in denen wir nachrichtendienstliches Material sammeln können? Wer weiß, was wir von dem Burschen alles erfahren. Es könnte unschätzbar sein. Das ist die süße Frucht am Grund des Korbs, Fisk. Ich verstehe Ihre Nervosität, aber wir haben alles im Griff...«

»Es ist nicht Nervosität, sondern gesunder Menschenverstand. Sie wollen mir weismachen, der Kerl brennt kontrolliert ab. Ich habe solche Dinge aber schon oft außer Kontrolle geraten sehen. Dazu braucht es nichts weiter, als dass der Wind plötzlich dreht.«

Dunphy lächelte.

Fisk wusste, was dieses Lächeln bedeutete. Er sah es bei Eltern, die mit ihren Kindern im Park waren.

»Wir haben die besten Meteorologen im Land«, sagte Dunphy.

»Das Wetter vorhersagen ist nicht dasselbe, wie es regnen lassen«, entgegnete Fisk.

Das FBI hatte seit dem Heraufdämmern des Terrorismus im eigenen Land verschiedene Terrorattacken durch V-Leute initiiert. Auf jeden Anschlagplan, der organisch, will heißen ohne Einmischung amerikanischer Polizeibehörden, entstand – wie der Unterwäschebomber in einem Düsenflugzeug über Detroit oder die geplante Attacke auf Fort Dix, New Jersey –, kamen zwei, die von V-Leuten des FBI angestoßen wurden. Nicht unähnlich tatsächlichen Führern von Terrorzellen radikalisierten sie dafür empfängliche Moslems, indem sie anti-amerikanische Gefühle schürten und die Verschwörer

mit Attrappen wie falschem C4-Sprengstoff oder harmlosen Sprengkapseln versorgten. Diese Verschwörungen, die nur auf dem Papier existierten, wurden dann als große Erfolge der Strafverfolgungsbehörden verkauft, als vereitelte Bedrohungen für die Sicherheit Amerikas. Man konnte jedoch ohne Übertreibung sagen, dass das FBI seit dem 11. September mehr Terrorattacken in den USA angezettelt hatte als al-Qaida.

»Meine Sorge ist«, fuhr Fisk fort, »dass bei Ihrem Plan alle mit von der Partie sind – nur der Terrorist selbst nicht.«

»Zur Kenntnis genommen«, sagte Dunphy, der jetzt verärgert und fertig mit Fisk war. »Noch jemand?«

Fisk hatte genug. Es gehörte zu den Freuden eines Nicht-Mitglieds, einfach aus einer Sitzung der JTTF spazieren zu können – oder humpeln wie in Fisks Fall –, und genau das tat er jetzt.

Knapp eine Stunde später hinkte Fisk in das Büro der Intelligence Division in Brooklyn. Das Gebäude befand sich fast draußen in Coney Island, eine lange Fahrt mit der Linie D von Park Slope. Umgeben von Autoschrottplätzen, ließ es nicht erkennen, welche wichtige Arbeit in ihm stattfand.

Nicht nur waren die Fenster aus kugelsicherem Glas, das gesamte Gebäude war kugelsicher verkleidet. Den ganzen Tag fuhren Autos auf den Parkplatz oder von ihm weg, das elektrische Tor ging auf und zu, aber merkwürdigerweise stellte niemand in dem Block Fragen.

Fisk schleppte sich zu seinem Arbeitsplatz, ließ sich auf dem Schreibtischstuhl nieder und schaltete seinen Computer ein. Dann lehnte er sich kurz zurück und



schloss die Augen. Die Wartezeit, bis sein Computer hochgefahren war, war die ruhigste Phase seines Arbeitstags. Er hörte die Tagschicht eintrudeln, hörte, wie Kaffeetassen auf Schreibtischplatten gestellt und Stühle zurückgerollt wurden. Dann verstummte die Symphonie der Bürogeräusche kurz, und Fisk wandte sich den Herausforderungen des Tages zu.

Die Intelligence Division des NYPD war aus dem Terrorangriff auf New York vom 11. September 2001 entstanden. Nachdem Ray Kelly vier Monate später wieder als Polizeipräsident engagiert worden war, stellte er fest, dass die zuständigen Bundesbehörden New York im Stich gelassen hatten. Er verstand nicht, wie sämtliche Dienste nichts von einem Anschlag bemerken konnten, für den Dutzende von Personen Flugunterricht genommen, Grenzen überquert und Geld hin und her bewegt hatten. Niemand, so wurde ihm klar, würde auf New York aufpassen, wenn es die New Yorker Polizei nicht selbst tat.

Sehr viele Polizeidienststellen überall im Land hatten die Gefühlslage und die Angst nach dem 11. September genutzt, um ihren Etat und ihr Personal aufzustocken – von Großstädten bis zu ländlichen Kommunen stiegen die Ausgaben für den Gesetzesvollzug im ersten Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts steil an – aber nur eine kommunale Behörde hatte ihre eigene Mini-CIA ins Leben gerufen.

Die Terrorabwehr-Abteilung des NYPD und deren Partnerschaft mit der JTTF war die öffentliche Seite der Bemühungen des NYPD. Das wahre Gesicht der Terrorabwehr, die Intelligence Division, trat selten in Erscheinung. Die häufig umstrittenen Einzelheiten der Ar-

beitsweise von Intel waren von daher streng gehütete Geheimnisse.

Nur Wochen nachdem die letzten Feuer auf dem frisch getauften Ground Zero erloschen waren, engagierte Polizeichef Kelly David Cohen, einen fünfunddreißigjährigen Veteran der CIA, als Chef von New Yorks erstem zivilem Geheimdienst. Sein Auftrag war einfach und doch furchterregend: die Stadt mit ihrer weltweit herausragenden Stellung vor Angriffen schützen.

Damals wurde die Intelligence Division hauptsächlich dafür eingesetzt, die verschiedenen Würdenträger, die New York besuchten, sicher durch die Stadt zu geleiten. Mit voller Unterstützung des Polizeipräsidenten wandelte Cohen sie von einem gemütlichen Posten für Vorruehändler zu einer Spezialeinheit um, die nachrichtendienstliche Erkenntnisse analysierte, überall in den fünf Stadtbezirken Übungen und verdeckte Operationen durchführte und ein ausgedehntes Netzwerk an Informanten kultivierte, das sie mit Insidermaterial versorgte. Während verdeckte Ermittlungen bei allen großstädtischen Polizeibehörden ein Thema sind, arbeitete keine andere städtische Polizeiorganisation im Land so aggressiv an der Infiltrierung potenzieller Terrorzellen.

Zu diesem Zweck holte Cohen mehrere frühere Geheimdienstkollegen zu sich, erst um Beamte zu prüfen und anzustellen und dann, um sie im Handwerk der Informationsgewinnung und Gefahrenbeurteilung auszubilden. Das Ziel bestand darin, militante Gruppen aufzuspüren und unschädlich zu machen, bevor sie zu vollständig radikalisierten Terrorzellen wurden.

Fisk war seit zwei Jahren Detective gewesen, als er auf eine Stelle bei Intel befördert wurde. Dass er fließend

Arabisch sprach, war dabei sicherlich nützlich gewesen. Fisks Mutter war Libanesin, sie stammte aus einer wohlhabenden Familie, die sich offen verzweifelt gezeigt hatte, als sie seinen Vater, einen in Texas geborenen Diplomaten, heiratete. Während Fisks Gehalt sich bei Intel nicht änderte – er war Detective zweiten Grads, egal, wo er beim NYPD arbeitete –, wurde er nicht von Etatzwängen behindert, wie es im normalen Dienst der Fall gewesen war. Kein Gezeter, wenn er Ausrüstung kaufen oder reparieren lassen wollte; finanzielle Mittel waren verfügbar und wurden problemlos gewährt. Was ihn überrascht hatte, waren die vielen Dienstreisen gewesen; seine Aufträge führten ihn nach London, Lyon, Tel Aviv, Toronto, selbst nach Ägypten und in den Irak. Er war in jeder Hinsicht ein Geheimagent innerhalb des NYPD.

Verdeckte Intervention war zu gleichen Teilen Kunst und Wissenschaft. Das Adrenalin strömte anders, wenn man Verbrechen untersuchte, bevor sie geschahen, statt auf unmittelbare Krisen zu reagieren. Die Notwendigkeit, Durchsuchungs- und Haftbefehle vorzulegen – das Puzzle zu zerlegen, bevor es ganz zusammengesetzt war –, war der einzige Nachteil von Intel.

Erfolg bedeutete, dass nichts passierte, keine Bombe detonierte, keine Brücke einstürzte, niemand in der Nacht schrie. Es bedeutete, die Stadt ging weiter ihren Gang. Dafür zu sorgen, dass Männer und Frauen weiter zur Arbeit gingen, Kinder in den Parks spielten und alte Leute über das Wetter klagten – das war sein Job.

Fisk öffnete die Augen. Rings um ihn herum herrschte das Getriebe des Büros. Die Wächter der Stadt ruhten, aber sie schliefen nie.

Sein Computer war hochgefahren. Das Hintergrundbild auf seinem Monitor war eine spektakuläre Ansicht Manhattans von Governors Island aus gesehen.

Er stürzte sich sofort in die Arbeit und überflog Berichte seiner Informanten. Sie waren am Tag zuvor fleißig gewesen; sie würden heute noch fleißiger sein.

Die Informanten waren entweder Polizisten, die verdeckt ermittelten, oder die sogenannten Moscheekriecher, Zivilisten auf der Gehaltsliste der Polizei, die sich überall herumdrückten, beobachteten und berichteten, wenn sie glaubten, etwas zu haben. Manche wurden durch uralten Hass dazu motiviert. Manche hatten Angehörige von der Hand der Taliban oder al-Qaidas verloren. Manche brauchten das Geld. Und für viele war es das kleinere Übel gewesen, zum Informanten zu werden, anstatt ins Gefängnis zu gehen.

Fisk ging die Berichte durch, die letzten Endes auf Tratsch aus muslimischen Wohnvierteln hinausliefen. Wessen Bruder war aus Übersee zu Besuch? Wessen Freund sah man plötzlich nicht mehr? Warum waren diese beiden Männer und eine Frau zum Kaffeetrinken in diesem Buchladen in Astoria, in den sonst nie jemand ging?

Vor Intel hatten die meisten Polizisten, die Terrorismusfälle bearbeiteten, noch nicht einmal gewusst, dass Moslems am Freitag gemeinsam beteten. Intels Analyseinheit, die aus Geheimdienstleuten und Wissenschaftlern bestand, erklärte Dinge wie etwa, warum man ein Auge auf einen Mann haben sollte, dessen Familie eine Woche zuvor in Afghanistan von einer Drohne ausgelöscht worden war. Eine der vielen Lehren aus dem 11. September war, dass es eine zentrale Denkfabrik ge-

ben musste, wo alle hereinkommenden Informationen verarbeitet wurden, wo interpretiert wurde, was die Informanten sahen und hörten. Die Analyseeinheit behielt das Gesamtbild im Blick, die Nuancen und Zusammenhänge, die sich der Kenntnis des einzelnen Beamten bei Intel entzogen.

Ein großer Teil von Fisks täglicher Arbeit bestand darin, sich durch die Berichte seiner Informanten zu arbeiten und Memos zu lesen, die das FBI herauszugeben geruhte. Tage wie dieser waren die Ausnahme. Die Sache mit Bassam Shah war heiß.

Fisk ging zum Herz des Intel-Gebäudes, der offiziell Global Intelligence Room hieß, aber alle nannten ihn nur The Room. Der Raum lag tiefer als die Büros und war ungefähr so groß wie eine Schwimmhalle, mit einer offenen Seite, wo eine breite, aus drei Stufen bestehende Treppe zu den Büros und Arbeitsplätzen hinaufführte.

Ein Dutzend Flachbildschirme hingen an den Wänden und übertrugen Al Jazeera und alle anderen ausländischen Nachrichtendienste, die von großen Satellitenschüsseln hinter dem Gebäude aufgefangen wurden. Schlagzeilen der Weltnachrichten liefen in roter Schrift über LED-Displays unterhalb der Bildschirme. An der Stirnwand verfolgte eine elektronische Weltkarte mit codierten Lichtsignalen für New York, Tel Aviv, London, Riad, Islamabad, Bagdad, Manila, Jakarta, Tokio und Moskau verschiedene Bedrohungen.

Unter der Karte stand eine Batterie von Computerkonsolen, die es mit der Mission Control der NASA aufnehmen konnte. Sprachkundige Mitarbeiter, die fließend Arabisch, Paschtu, Urdu, Mandarin, Spanisch, Französisch und andere Sprachen beherrschten, verfolgten re-

levante Themen, die über die Nachrichtenkanäle kamen, und zeichneten sie auf. Sie speisten nützliche Informationen in die Büros der Beamten, die die Wandtafel der möglichen Bedrohungen pflegten. Diese Beamten wiederum unterrichteten Einsatzteams und Agenten im Außendienst, die den Erkenntnissen vor Ort in den Straßen New Yorks nachgingen.

Fisk setzte sich mit in ein Meeting der Analyseeinheit, die Shahs Bewegungen auf den neuesten Stand brachte. Die Tätigkeit bei Intel bedeutete Detektivarbeit, bei der man sich die Hacken ablief, und Kaffeersatzleserei, um ein Gesamtbild zu erraten.

»Wie war das Briefing beim FBI?«, fragte Louise, eine Expertin für arabische Dialekte.

»Wunderbar. Alle hatten sich lieb.«

»Haben sie dir wieder vors Schienbein getreten?«

»Basketballverletzung«, sagte Fisk und grinste. »Aber du hast natürlich recht.«

»Du legst es auch drauf an.«

»Hör zu, ich brauche jemanden, den das JTTF nicht kennt. Ein frisches Gesicht.«

»Oh, oh. Was hast du vor?«

Fisk tat beleidigt. »Ich mache meine Arbeit. Irgendwelche Empfehlungen?«

»Kommt drauf an. Gerät die entsprechende Person in Schwierigkeiten für dich?«

»Kommt drauf an.«

»Auf was?«

»Auf Bassam Shah.«

Bassam Shah stellte seinen Ford Taurus in der Tiefgarage eines Einkaufszentrums ab und nahm nur seine Laptop-

tasche mit. Bevor er den Wagen verließ, fischte er die Zünder aus den Lüftungsschlitzen der Klimaanlage und ließ sie auf dem Boden vor dem Beifahrersitz liegen. Die Wagenschlüssel legte er in die Becherhalterung und entfernte sich, ohne den Wagen abzusperrern.

Die Zünder wurden unmittelbar darauf abgeholt, nur Minuten bevor ein Überwachungsfahrzeug des FBI einen Parkplatz in Sichtweite des Taurus belegte. Der Bote, der nichts von dem Gesamtplan wusste, schlüpfte zwei Reihen weiter rasch in ein anderes Fahrzeug und fuhr davon.

Shah eilte durch das Einkaufszentrum und sprang in ein Taxi, das ihn zu einer vereinbarten Adresse brachte. Er betrat den Eingang des Wohnhochhauses und ging sofort weiter in den Keller, wo er einen alten Tunnel benutzte, der Drogenhändlern und illegalen Einwanderern bekannt war. Er führte ihn zu einem zweiten Gebäude, das er durch den Hintereingang verließ, ehe er mehrere Hinterhöfe durchquerte und zu einer Bushaltestelle kam.

Der Laptop und eins seiner Handys waren nicht mehr da.

Shah stieg in die U-Bahn und fuhr eine Stunde lang umher. Er saß friedlich auf einem Eckplatz und beobachtete sorgfältig alle Leute, die ein- und ausstiegen.

Er wechselte zweimal den Zug und hielt nach bekannten Gesichtern Ausschau, entdeckte aber keine. Dennoch gelang es ihm nicht, sich zu entspannen. Er versuchte, sich einzureden, dass dies normal sei. Schließlich stieg er in einen 7er Zug und hatte Knopfhörer im Ohr, deren Kabel in seiner leeren Tasche endeten. Sein Unterkiefer zitterte, und er schien nichts dagegen tun zu können. Gespannte Erwartung und Adrenalin ließen seine Mus-

keln vibrieren. Er wünschte, er hätte ein Abspielgerät, in das er die Kopfhörer stecken konnte, um den schrillen Alarmtönen in seinem Kopf etwas entgegenzusetzen.

Endlich gelang es ihm, sich zu beruhigen, indem er seine Gedanken auf die Aufgabe richtete, die er zu erledigen hatte. Er stellte sich vor, wie der U-Bahn-Waggon plötzlich von orangeroten Stichflammen erfüllt wurde. Die Schockwelle riss die Stahlhülle auf, schoss durch die U-Bahn-Röhre und löschte alles menschliche Leben in seiner Bahn aus. Seine Gedanken gingen weiter, über den Radius der Explosion hinaus, zu der Angst, die sich in der Stadt und im ganzen Land ausbreiten würde.

Lähmung würde folgen. Dann Nekrose. Dann Tod.

Niemand ist irgendwo sicher. Nicht in New York und nicht anderswo.

Das war die Botschaft.

Seine körperliche Erschöpfung machte sich bemerkbar, zusammen mit dem Schaukeln des U-Bahn-Wagens ließ sie ihn einnicken. Er wachte mit wirrem Blick auf und schlug um sich, als eine U-Bahn-Fahrerin ihn wachrüttelte. Als die uniformierte Frau davoneilte, um Unterstützung zu holen, stürzte Shah aus dem Wagen und rannte schnell eine stehende Rolltreppe hinauf zur Straße, ernüchtert von seiner eigenen Unachtsamkeit. Zu viel stand auf dem Spiel.

Er ging den restlichen Weg zum Times Square zu Fuß. Die Sonne wärmte ihn, und er sah niemandem in die Augen. Die Stadtplaner hatten die Hauptkreuzung vor Kurzem für den Verkehr gesperrt und Tische und Stühle aufgestellt, um die Crossroads of America mehr zu einem Platz zu machen. Shah hielt nach dem Verkaufswagen seiner Familie Ausschau.



Bis in die 1970er hinein, gehörten die meisten fahrbaren Essensstände in New York Griechen und wurden von ihnen betrieben. Im Lauf der 1980er und 90er hatte sich das Geschäft aufgesplittert. Die meisten Verkäufer mieteten ihre Gefährte immer noch von den alten griechischen Besitzern, aber jetzt spezialisierten sich verschiedene Nationen auf bestimmte Produkte.

Obststände und Hotdog-Buden in Downtown wurden von Bangladeschi besetzt. Weiter nördlich waren die Hotdog-Stände in der Hand von Leuten aus der Dominikanischen Republik. Vietnamesen betrieben die Smoothie-Stände in der ganzen Stadt, Brasilianer und Kolumbianer die Buden mit gebrannten Mandeln und Nüssen. Und Afghanen standen hinter so ziemlich jedem Wägelchen mit Kaffee und Gebäck in der Stadt.

Shahs Vater, ein Taxifahrer, hatte seinen Stand 1997 gekauft, kurz bevor sie unerschwinglich wurden. Im Mai 2001 verließ er die Familie, um an einem Begräbnis im Bezirk Andarab in der Provinz Baghlan teilzunehmen, und kam nicht wieder. Die Suche der Familie nach ihm wurde anfänglich durch die Reise- und Informationsbeschränkungen infolge der Anschläge vom 11. September behindert, aber man hörte nie wieder etwas von ihm. Sein Verschwinden blieb ein nicht gelöstes Rätsel, das wie eine Wunde in Shahs Bewusstsein schwärte.

Shah hatte das Verschwinden seines Vaters im Lauf dieser zehn Jahre mit den Terroranschlägen in Verbindung gebracht. All sein Grübeln hatte ihn zu der Gewissheit geführt, sein Vater sei irgendwie in den Heiligen Krieg verwickelt. Er glaubte, dass sein Vater noch lebte und in die Widerstandsbewegung in den Bergen

geraten war; höchstwahrscheinlich war er mit ihr dann nach Pakistan gewechselt.

In dem Ausbildungslager in Waziristan, das Shah besucht hatte, hatten seine Ausbilder entsprechende Andeutungen gemacht. Sie rieten ihm davon ab, die Suche nach seinem Vater fortzusetzen, was ihn in seinen Vermutungen nur bestärkte. Terrorzellen mussten aus Sicherheitsgründen getrennt bleiben, und Shah fügte sich dem höheren Zweck.

Der Kaffeestand erlöste dreißigtausend Dollar im Jahr. Shah hatte ihn Mitte des Jahrzehnts größtenteils allein betrieben, sein zuverlässig freundliches Morgengesicht für die in den Finanzdistrikt strömenden Banker und Angestellten maskierte den Aufruhr in seinem Innern. In jenen Tagen, die nun sehr lange zurückzuliegen schienen, hatte er einen Stapel Korane in einer Schachtel unter dem Wagen gehabt und jedem ein Exemplar gegeben, der eines haben wollte. Doch als die Fragen nach dem Schicksal seines Vaters immer mehr von seinem Denken Besitz ergriffen und seinen Alltag verzehrten, wurde ihm klar, dass er den Stand aufgeben und seinen eigenen Weg suchen musste.

Er ging für ein Jahr nach Denver, um in einer Moschee außerhalb der Stadt seine Religion zu pflegen. Shah vermietete den Stand an einen afghanischen Landsmann weiter, einen Cousin, der ganz versessen darauf war zu arbeiten und der mit seinem auskömmlichen Leben zufrieden, sogar glücklich zu sein schien – und im Wesentlichen blind für das Elend seiner Landsleute.

Shah kam alle paar Monate nach New York, um nach seinem Cousin zu sehen. Seine Besuche liefen immer gleich ab: ein paar Tassen Kaffee verkaufen, den einen

oder anderen alten Kunden begrüßen und seinem Cousin helfen, den Wagen zurück nach Greenpoint in Brooklyn zu schleppen, wo er über Nacht aufbewahrt wurde. In letzter Zeit waren seine Ausflüge nach New York jedoch weniger Höflichkeitsbesuche als Aufklärungsunternehmungen gewesen. Außerdem bestärkte ihn die Rückkehr in die Stadt jedes Mal in seinem Entschluss und beseitigte alle Zweifel hinsichtlich seiner Pflicht.

Er traf Ahmed bei der Arbeit unter dem ausgebleichten Schirm des Stands direkt an der Seventh Avenue an, in einer strategisch günstigen Position, etwa gleich weit entfernt von all den vielen Starbucks rund um den Times Square. Mitte des Nachmittags war eine ruhige Zeit, die Kunden waren meist aus ihrem normalen Rhythmus gerissene Touristen, die unbedingt einen Kaffee brauchten, oder Angestellte aus den Büros in der Gegend, die eine Stimulans nötig hatten. Shah nahm seine Knopfhörer aus dem Ohr und begrüßte seinen Cousin, der begeistert war, ihn zu sehen. Shah erkundigte sich nach dem Geschäft und machte Small Talk, aber wenig mehr. Er behandelte Ahmed kühl, was nicht seine Absicht war, aber Shah wusste, dass er nicht er selbst war. Ahmed bemerkte seinen Mangel an Enthusiasmus augenscheinlich, sagte aber nichts.

Unter dem Vorwand, den Wagen nach eventuell nötigen Reparaturen zu inspizieren, sah sich Shah den Platz unter dem Wagen an, wo er früher seine Korane verstaut hatte. Ahmeds Rucksack war der einzige Gegenstand dort.

Ahmed brachte sein Problem mit den Kaffeegroßhändlern zur Sprache, und Shah nickte, als würde all das irgendeine Rolle spielen. Ein Mann näherte sich und sagte

seinen Namen: »Bassam!«, und Shah wäre beinahe in Panik geraten. Aber dann sah er, dass der alte Mann ein früherer Kunde war, er erkannte sein nikotingraues Gesicht und die Turnschuhe, die er zu seinem Anzug trug wie die Berufspendlerinnen.

Der alte Stammgast erkundigte sich überschwänglich, wie es ihm ginge, und Shah antwortete wie vom Grund eines trüben Teichs. Er war unendlich weit entfernt von jeder Art gesellschaftlichem Umgang. Und dieser Mann war Jude! Shah gab es einen Stich angesichts seiner Dummheit, früher freundschaftlichen Verkehr mit ihm gepflegt zu haben.

»Stimmt etwas nicht, ist alles in Ordnung?«, fragte der Mann. »Sie kommen mir verändert vor.«

Shah schüttelte den Kopf oder nickte, er merkte nicht einmal, was von beidem. Doch wie er auf den Mann auch reagierte, im Geiste sagte er immer nur: *Geh weg*.

Schließlich ging der Mann tatsächlich, und Shah nahm wahr, dass Ahmed ihn argwöhnisch betrachtete. Shah sagte, sie würden heute ein bisschen früher Schluss machen. Zusammen schoben sie den Wagen zum Parkplatz an der 43. Straße. Dort luden sie ihn auf einen verrosteten Anhänger, den ein 1999er Toyota Camry zog, und brachten ihn zurück in das Lager in Greenpoint. Shah gab Ahmed seinen Rucksack und ein Bündel Geldscheine.

»Morgen darfst du dir frei nehmen, Cousin. Ich möchte gern mal wieder einen ganzen Tag am Stand arbeiten. Hier sind deine Tageseinnahmen im Voraus.«

Ahmed blätterte die Banknoten durch, es waren weniger als hundert Dollar. Und er war eher verwirrt als dankbar. Ein freier Tag bedeutete ihm nichts, das musste

man ihm lassen. Er arbeitete, ohne zu klagen. Aber er freute sich, dass er seine Bezahlung erhielt. »Soll ich dir am Morgen helfen, die Automaten aufzufüllen...«

»Nein, das mache ich selbst.«

Ahmed hätte am liebsten darauf bestanden. Routine bedeutete ihm alles, und er wirkte beinahe gekränkt durch Shahs Großzügigkeit. Schließlich nahm er jedoch seinen Rucksack, nickte freundlich, wenngleich unsicher und machte sich auf den Heimweg.

Später saß Fisk an seinem Schreibtisch, als eine attraktive junge Frau auf den oberen Rand seines Monitors klopfte. Sie hatte kurzes, schwarz gefärbtes Haar, das aussah, als hätte sie es selbst geschnitten – eine raue Note, die einen Kontrast zu den weichen Zügen ihres Gesichts bildete. Dennoch kaufte er ihr den Punk-Look ab, das: Du kannst mich mal! Es musste nützlich gewesen sein, in Vierteln, wo es sich gut machte, Weiße zu sein und eine Wut auf die Vereinigten Staaten zu haben, als notorische Radikale durchzugehen. Sie hatte die letzten sieben Monate damit verbracht, von Revolution zu reden und abweichende Meinungen zu säen, um andere ans Licht zu locken, die darauf aus waren, solches Gerede Wirklichkeit werden zu lassen.

»Krina Gersten«, stellte sie sich vor. »Sie wollten mich sehen?«

Fisk nickte, abgelenkt von etwas, das wie ein Pickel an ihrem Hals aussah, direkt über dem Kragen ihrer militärartigen Jacke. Sein Blick ging auf das Mal, und statt ihn schuldbewusst abzuwenden wie ein Jugendlicher, der dabei ertappt wird, wie er in einen Ausschnitt starrt, kniff er die Augen zusammen, um besser zu sehen.

»Schlangenbiss?«, fragte er.

Sie lächelte und berührte die Stelle leicht wie eine Verbrennung. Sie hatte einen schönen Hals, weshalb das Mal so deutlich hervorstach. Und wenn sie lächelte, sah man eine winzige Lücke zwischen den Vorderzähnen, was ihrem Gesicht noch zusätzlichen Charme verlieh. »Sie sind der erste Mensch, der unhöflich genug ist, eine Bemerkung darüber zu machen.«

»Ich hinterlasse einen unglaublichen ersten Eindruck«, erwiderte Fisk. »Der Trick, müssen Sie wissen, besteht darin, das Gift herauszusaugen, ohne es zu schlucken und sich selbst zu vergiften.«

»Haben Sie Erfahrung mit so etwas?«, fragte sie.

»Mit Schlangengift?«, sagte er. »Fragen Sie meine Ex.«

Gersten lächelte darüber, nicht unbedingt, weil sie es amüsant fand oder gar beeindruckt war, sondern weil sie das Geplänkel zu schätzen wusste.

Fisk sah, dass Flirten für sie weniger eine Einladung als eine Herausforderung war.

»Ex wie in Exfrau?«

»Exverlobte«, sagte Fisk. »Sie war Schlangenbeschwö-  
rerin.«

»Verstehe«, sagte Gersten. »Hört sich nach einer lusti-  
gen Freundin an.«

Fisk streckte die Hand aus. »Jeremy Fisk.«

Gersten ergriff seine Hand und drückte sie kräftig.

»Na, na«, sagte Fisk und zog seine schmerzende Hand zurück. »Was für ein Todesgriff. Dad beim Militär?«

»Nicht beim Militär«, sagte sie.

»Oh, oh«, sagte Fisk, der wusste, was jetzt kam.

»Richtig«, sagte sie. »Ein Cop.«

»Himmel. Zweite oder dritte Generation?«

»Ich? Die vierte?«

»O Mann. Okay. Danke für die Warnung.«

»Sie haben keine Ahnung«, sagte sie. »Wie ist es mit Ihnen, Detective Fisk? Welche Geschichte haben Sie?«

»Ich? Ich bin nur ein stinknormaler Staatsdiener in der ersten Generation.«

»Ach ja? Woher haben Sie dann das Polizisten-Gen?«

»Mutation«, sagte er. »Ein genetischer Defekt.«

»Okay.« Sie schätzte ihn mit ihren Blicken ab. »Sie sind interessant.«

Fisk mochte sie auf Anhieb. Später sollte er erfahren, dass ihr Vater Sergeant und Leiter einer der Tauchereinheiten beim NYPD gewesen war, als er unter Wasser einen Herzinfarkt erlitt. Gersten war damals dreizehn gewesen. Sie wohnte immer noch bei ihrer Mutter auf Staten Island, was eine Art Ghetto für die Polizisten und Feuerwehrleute New Yorks war. Sie war außerdem nach dem College mit einem Team der National Police im Irak gewesen. Das Dasein als Polizistin war das einzige Gericht auf der Speisekarte ihres Lebens.

Mit einem Kollegen oder einer Kollegin bei der Polizei etwas anzufangen, war sehr schlecht, aber es gab sofort diese Unterströmung zwischen ihnen, die alles interessant und spannend machte. Gersten kam mit einer Empfehlung wegen ihrer Fähigkeiten und ihrer Arbeitsmoral zu ihm – und weil sie beschissene Aufgaben klaglos annahm und sich am Ende mit ihnen hervortat.

»Habe ich Sie hinken sehen?«, fragte sie.

»Gut möglich. Basketball.«

»Es schmerzt, alt zu werden, was?«

Er lächelte über ihre Unverfrorenheit. »Vielleicht werden Sie aus diesem Traum schlau, den ich letzte Nacht

hatte. Ich war auf einer Cocktailparty in der Polizeiakademie, die außerdem meiner Highschool ähnelte. Jedenfalls sah ich, wie der Barkeeper eine Bombe unter dem Tresen deponierte. Ich sah das alles von der anderen Seite des überfüllten Raums... aber ich konnte nicht zu ihm gelangen wegen dieses Hinkens.«

»War er aus dem Nahen Osten?«, warf sie ein.

»Natürlich war er das«, sagte Fisk. »Wenn man den ganzen Tag Pizza bäckt, träumt man von Pizza. Wenn man den ganzen Tag vor Moscheen und Schawarmaläden herumhängt, träumt man von Leuten aus dem Nahen Osten.«

»Erzählen Sie weiter.«

»Schließlich komme ich also in die Nähe der Theke – ich bin der Einzige, der dieses Ding ticken hört –, gehe um sie herum und bücke mich darunter... und da ist nichts. Nur die Behälter für die Soda-Zapfhähne. Ich blicke auf, und jetzt steht der Raum um mich herum in Flammen. Die Vorhänge brennen, die Wände schmelzen, aber die Leute plaudern und lachen immer weiter.«

»Nettes Besäufnis«, meinte sie. »Freie Getränke, nehme ich an?«

»Auf ein bisschen mehr Einsicht hatte ich schon gehofft, Frau Doktor.«

»In meinen Träumen ist mir jetzt immer bewusst, dass ich träume«, sagte Gersten. »Früher, bevor ich zu Intel gewechselt bin, war das nie so. Jetzt weiß ich immer, es ist nicht wirklich wahr. Ich weiß, ich muss alles im Griff haben, selbst im Schlaf. Das nimmt einem den ganzen Spaß, finden Sie nicht?«

»Immer wachsam«, sagte Fisk. »Das ist das Wesen des Jobs.«



»Ja, es liegt wohl in der Natur der Sache. Aber fair ist es nicht. Darf ich nicht einmal in meiner Freizeit abschalten?«

»So etwas wie Freizeit gibt es nicht«, sagte Fisk. »Vergessen Sie nicht, Sie sind nicht paranoid, sondern auf der Hut. Wenn ich heutzutage ins Kino gehe, muss ich immer an all die Leute um mich herum denken – wer sind sie, was tun sie?«

Gersten nickte. »Sie genießen den Film.«

»Und so soll es auch sein. Das ist unsere Aufgabe. Dafür zu sorgen, dass sie ihn genießen können.« Er seufzte. »Ich war früher gern im Kino.«

»Und ich habe gern geschlafen.«

»Okay«, sagte Fisk. »Nachdem wir uns jetzt ausgeweint haben ...«

Er brachte sie auf den neuesten Stand der Dinge, was Shah anging. Nur die Höhepunkte fürs Erste.

»Kennen Sie den Imam, der das Begräbnisinstitut in Flushing führt?«

Gersten nickte. »Samara Abad Salame.«

»Das FBI hat ihn seit einer Weile in der Tasche. Hatte letztes Jahr ein bisschen Ärger wegen seiner Steuer. Nicht genug, um ihn vor Gericht zu bringen, aber genug, um ihn ein wenig gesprächsbereiter zu machen.«

Gersten verstand. »Sie haben ihm einen Besuch abgestattet.«

»Richtig. Salame hat bis jetzt brav geliefert. Soviel wir wissen, ist er auf dem richtigen Weg. Aber seine Loyalität gehört letzten Endes weder dem FBI noch uns. Deshalb ist es wohl nicht ganz abwegig, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass er dem FBI eventuell nicht alles erzählt. Nun hat mir die Analyseabteilung Stammbäume

von einem Kerl besorgt, der zurzeit in Guantanamo sitzt und anscheinend Salames Bruder ist, wenn auch vielleicht von einer anderen Mutter.«

»Familieninteressen gehen über alles«, sagte Gersten.

»Genau. Und Shah ist ebenfalls ein Cousin von ihm.«

»Lassen Sie mich eins fragen«, sagte Gersten. »Glauben Sie, Shah wurde in Denver geködert?«

»Sie meinen, ob er »ermutigt« oder anderweitig genötigt wurde zu handeln? Wahrscheinlich.« Fisk tat es mit einer Handbewegung ab. »Das kann mich nicht interessieren. Das ist das Problem des FBI. Unsere Aufgabe ist hier, wo konkret Menschenleben auf dem Spiel stehen. Was immer Shah an diesen Punkt gebracht hat, es gibt keinen Zweifel, dass er einen Terrorakt plant und vorbereitet. Er ist per Definition ein Terrorist.«

»Hört sich an, als würde ich von der Straße wegkommen«, sagte Gersten.

»Fürs Erste«, sagte Fisk. »Die Sache ist nämlich die, dass das FBI den Kerl noch eine Weile herumlaufen lassen will, sehen, wen er hier in New York trifft, noch ein paar Krümel Information auflesen.«

»Und Sie glauben, es lohnt sich nicht.«

»Nein. Auf keinen Fall, seit er sich vor drei Stunden der Überwachung entzogen hat.«

Gersten blieb der Mund offen. »Verdammt ...«

»Wir sind mit Leuten in Kontakt, die seine Familie kannten. Ich habe da etwas im Visier, nicht wo er jetzt ist, sondern wo er hingehen könnte. Das FBI könnte diese Information ebenfalls haben.«

»Gut«, sagte Gersten, aber als sie seinen Gesichtsausdruck sah, fügte sie hinzu: »Oder nicht?«

»Das ist jetzt unser Ding. Ich brauche jemanden wie

Sie. Jemanden, der nicht nach Polizei aussieht. Jemanden, der nicht nur einen Terroristen täuschen kann, sondern vielleicht auch das FBI. Was ich jetzt gleich von Ihnen wissen muss, ist, ob Sie damit ein Problem hätten.«

Unter allen möglichen Reaktionen hätte Fisk am wenigsten mit einem Lächeln gerechnet. »Jetzt wird die Geschichte interessant«, sagte sie.

»Peavy?«, sagte Fisk. »Wo bist du?«

»Im Studio.« Peavy war ein Scharfschütze des Militärs, ein Veteran mit vier Kriegseinsätzen in den letzten zehn Jahren und fünfundachtzig bestätigten Tötungen. Er unterrichtete an einem Selbstverteidigungsstudio auf der Lower East Side. »Ich bin dabei.«

»Du weißt ja noch nicht einmal, worum es geht«, sagte Fisk.

»Es geht entweder um einen Job oder um Karten für die Yankees.«

»Die Yankees spielen auswärts«, sagte Fisk.

»Ist die Sache offiziell oder nicht?«

»Kommt drauf an.«

»Auf was?«

»Wie sie ausgeht.«

»Lass uns das nicht am Telefon besprechen«, sagte Peavy.

Um acht Uhr am nächsten Morgen betrat Shah ein nicht verschlossenes Haus in Flushing, einem Wohnviertel mit Einfamilienhäusern. Majid Kazir traf zehn Minuten später ein, er sah benebelt aus und hatte Ringe unter den Augen, weil er die ganze Nacht wach gewesen war. Er zog eine Dose Cola light aus dem Kühlschrank und setzte sich

an den Tisch. Dann öffnete er die Dose mit einem langen Daumennagel und trank, als müsste er einen schlechten Geschmack aus dem Mund spülen. Er brauchte das Koffein dringend.

Kazir roch nach Bleiche. »Mutter ist fertig«, sagte er.

Sie waren im Haus von Kazirs Mutter, aber von ihr sprach Kazir in diesem Moment nicht. Der angebaute Schönheitssalon gehörte seiner Mutter, seine beiden Schwestern arbeiteten darin, und Kazir war der Manager. Kazirs Haar war kraus, aber flach, er hatte persönlich keinen Bedarf an Schönheitsprodukten, doch der Laden warf einen regelmäßigen Gewinn ab, und seine Mutter und seine Schwester waren immer zufrieden.

Der Laden war vier Tage lang geschlossen gewesen. Kazir hatte den Besuch des weiblichen Teils seiner Familie bei Verwandten in Pennsylvania für diese Woche arrangiert. Er brauchte das Haus für sich allein.

Als Geschäftsführer gehörte es zu seinen Pflichten, die für die Behandlungen nötigen Materialien zu besorgen. Er hatte im Lauf der letzten acht Monate geduldig einen bescheidenen Vorrat an Wasserstoffperoxid, Aceton und Säure von verschiedenen Lieferanten angehäuft. Aus den drei Bestandteilen in Aceton-Peroxid oder Triacetontrioxid ließ sich ein hochexplosiver Sprengstoff herstellen. Die berüchtigte Empfindlichkeit des Gemischs auf Schock, Hitze und Reibung hatten ihm in islamistischen Untergrundorganisationen einen Spitznamen eingebracht.

Satansmutter.

»Mutter ist verpackt und bereit?«, fragte Shah.

Kazir nickte und unterdrückte einen Rülps von der Kohlensäure. Er sah auf seine Hand, die noch immer

zitterte. Er hatte die Zutaten die ganze Nacht lang erhitzt und vermischt. »Mutter war heute Nacht ein richtiges Miststück, mein Freund.« Dann trank er das Cola aus und warf die leere Dose in die Spüle. Shah war über das Netzwerk mit ihm in Kontakt gebracht worden. Kazir war nicht mit Gerede von Dschihad oder antiamerikanischen Gefühlen zu ihm gekommen – was gut war, denn das waren Kennzeichen von Lockvögeln der Polizei. Kazir war ernst, und er war still. Das Einzige, was Zorn in ihm aufwallen ließ, war die Stellung der Frau in der amerikanischen Gesellschaft. Er verabscheute ihre Unabhängigkeit, die seiner Ansicht nach der Grund dafür war, warum es ihm so schwerfiel, eine Ehefrau zu finden. Tatsächlich verehrten ihn seine Mutter und seine Schwestern als den Mann im Haus, und zwar in einem Maße, dass ihm nur ein geringer Betrag zum Familiengeschäft abverlangt wurde. Doch selbst den nahm er übel.

Er war überzeugt, für Größeres und Besseres geschaffen zu sein. Diese Sache hier war sein erster Schritt in Richtung Größe, in den Fußstapfen seiner marokkanischen Landsleute, die die Bombenanschläge in dem Vorortzug von Madrid inszeniert hatten. Nach außen zollte er Shahs Märtyrerhaltung großen Respekt, aber Shah vermutete, dass Kazir nie dasselbe Maß an Hingabe zeigen würde wie er selbst – also die äußerste Hingabe. Kazir hatte bei dieser Unternehmung sehr sorgfältig darauf geachtet, dass seine Beteiligung nicht aufgedeckt werden konnte.

Kazir war in demselben Lager hoch in den Bergen Waziristans, an der Grenze zwischen Afghanistan und Pakistan, das auch Shah besucht hatte, zum Chemiker ausgebildet worden. Shah vertraute darauf, dass der

Sprengstoff ihn nicht im Stich ließ – und er würde ihn nicht im Stich lassen.

Shah zog das Handy aus seiner Tasche. »Hier«, sagte er und legte es vor Kazir auf den Tisch, der es ansah, wie man vielleicht eine Küchenschabe ansehen würde.

»Was ist das?«

»Ein Telefon«, sagte Shah. »Es enthält meine Botschaft. Mein Video. Du wirst es um exakt 11.00 Uhr hochladen.«

Kazir sah das aufklappbare Handy an. »Hast du es selbst aufgenommen?«

»Natürlich.« Das Gerät war älterer Bauart mit einer Prepaidkarte aus einem Supermarkt. Mit der niedrig auflösenden Kamera des Handys hatte er seine letzten Worte in der Toilettenbox eines arabischen Restaurants in der 28th Street aufgenommen. Sein anderes Handy hatte er zusammen mit seinem Laptop »verloren«. Diesen Geräten war nicht zu trauen.

»Entsorg das Ding, wenn du fertig bist«, sagte Shah.

»Ich hantiere nicht gern mit elektronischen Geräten«, sagte Kazir.

Mit hochempfindlichem Sprengstoff ja, mit Smartphones nein. Shah schüttelte den Kopf. Dieser Mann verarbeitete Wasserstoffperoxid und Aceton zu explosiven Kristallen mit der Kraft von C4, aber er wurde paranoid, wenn er mit einem Mikroprozessor umgehen sollte. Shah war nicht unglücklich, diese Welt zu verlassen.

»Ich war sehr vorsichtig, das kann ich dir versichern«, sagte Shah. »Wo ist es?«

Kazir wies mit dem Kopf in Richtung Hintereingang.

Shah stand auf und fand eine kleine Sporttasche aus Leinen dort. Er hob sie hoch, zögerlich zuerst. Sie war schwer, aber noch gut zu tragen. Er überlegte, was er

noch zu Kazir sagen könnte, der auf seinem Küchenstuhl sitzen blieb. Aber er fand keine Worte. Schließlich klemmte er sich die Tasche unter den Arm und ging einfach zur Tür hinaus. Sein Lebewohl würde nicht in Worten erfolgen, sondern durch die Tat.

Fisk sah durch das leistungsstarke Fernrohr, das auf ein Stativ geschraubt war und auf dem Dach des Marriot Marquis Hotels am Times Square stand. Ein Blendschutz aus Nylon am Ende des Fernrohrs verhinderte, dass das Sonnenlicht reflektiert wurde und seinen Standplatz verrät. Er hatte sich zwischen den wehenden Haarsträhnen eines Modells aufgebaut, das auf einem riesigen Reklameplatkat für einen gepolsterten BH warb. Neben dem Fernrohr zeigte ein Monitor eine wacklige Ansicht des menschlichen Auges von den Crossroads of the World unter ihm. Fisk war per Kopfhörer mit dem Monitor verbunden.

Er beugte sich zum Fernrohr und machte einen Schwenk über den Platz, wie er sich jetzt am späten Vormittag darbot. Touristen, paarweise und in Gruppen, Hunderte von Digital- und Handykameras und wandelnde Reklametafeln, die sich abmühten, Passanten in Comedyklubs, Rundfahrtbusse und Restaurants zu drängen.

Fisk sah wieder auf. Er wollte das Fernrohr nicht vom Stativ lösen, um die umliegenden Dächer abzusuchen, weil er es dann wieder neu auf sein Ziel auf dem Platz einstellen müsste, aber er nahm an, dass das FBI seine eigenen Leute auf Aussichtspunkten rund um die 45th Street hatte. Wie üblich fragte er sich, worauf sie warteten. Verließen sie sich immer noch auf Shahs angebliche Dreitagefrist?

Was das anging – worauf wartete Shah eigentlich?

Fisk wandte sich wieder dem Fernrohr zu, bemüht, nicht ungeduldig zu werden. Er beobachtete den Naked Cowboy, der für Fotos mit Touristen unweit der nicht überdachten Sitzplätze vor dem Schalter des TKTS-Discount-Kartenschalters posierte. Er sah, wie eine wandelnde blaugrüne Freiheitsstatue die Leute in den Kartenschlangen bearbeitete, überflog die Traube potenzieller Käufer, die zwei riesige M&Ms in weißen Handschuhen und Schuhen umringten, eine rot, die andere gelb. Er schaute auf die Tische mit Handtaschen zu Schnäppchenpreisen und billig gemachten Souvenirs an den Rändern des Platzes, die mit schwarzen Händlern besetzt waren, die nervös wirkten.

Dann visierte er wieder sein eigentliches Ziel an, den Kaffeestand, der Bassam Shah gehörte und an dem dieser – zumindest heute – auch arbeitete.

»Okay«, sagte Fisk in ein kleines Mikrofon, das an seinem Kopfhörer befestigt war. »Das Ganze ist irrwitzig gefährlich. Genug gewartet. Zeit, einen Kontakt zu initiieren.«

Krina Gersten spazierte mit einem Stadtplan in der einen Hand und einem Reiseführer in der andern über den Platz. Jemand tippte ihr auf die Schulter, ein asiatischer Tourist, der ein Foto mit der als Lady Liberty verkleideten Mimin haben wollte. Alle wollten sich mit der grün angemalten Dame mit der Schaumstofffackel fotografieren lassen. Gersten machte das Foto gehorsam und beobachtete dabei aus dem Augenwinkel den Kaffeestand.

Touristen überall. Gersten spielte ihre Rolle und nahm jeden Flyer für Rabatt auf Pizza, für freien Eintritt in



Comedy- und Stripklubs und für Busrundfahrten, den man ihr hinhielt.

Am Ohr trug sie ein Bluetooth-Gerät. Die Leitung war offen. Sie konnte Fisk hören, und er konnte in Echtzeit bei ihr mitlauschen.

Im Y ihrer steifen neuen New-York-Yankees-Baseballmütze war eine winzige Lochkamera, die ihre Perspektive zu Fisk übertrug.

»Zeit, den Kontakt zu initiieren«, sagte Fisk.

»Bin schon unterwegs«, murmelte sie.

Sie ging zu dem Kaffeestand und wartete hinter einem gehetzten Büroangestellten, der Pause hatte und per Handy mit jemandem stritt. Shah spritzte aromatisierte Sahne in den Becher und gab zwei Päckchen Süßstoff dazu, der Kunde schob ihm drei Eindollarnoten über die Theke und entfernte sich, während er weiter in sein Handy keifte.

Gersten trat vor. Sie konnte den Schweiß auf der Stirn des Afghanen sehen. Er sah sie merkwürdig geistesabwesend an. Er sah krank aus.

»Hallo!«, sagte sie fröhlich. »Haben Sie koffeinfreien Kaffee mit Haselnussgeschmack?«

Er schien verwirrt zu sein. Dann sah er die Beschriftungen seiner eigenen Kaffeebehälter durch.

»Kein koffeinfrei.«

»Okay, dann nehme ich eben Koffein. Ich bin schließlich im Urlaub, oder? Wahrscheinlich brauche ich es sowieso.«

Er reagierte in keiner Weise. Gersten glaubte nicht, dass er sie überhaupt gehört hatte. Er nahm einen Pappbecher von dem Turm auf der Stange und füllte ihn.

»Schwarz, bitte, mit zwei Päckchen Süßstoff«, sagte



Dick Wolf

**Der letzte Plan**

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38278-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: September 2014

Kurz vor der Einweihung des One World Trade Centers in New York versucht ein Terrorist, ein Flugzeug zu entführen. Doch er wird sofort von einigen Passagieren überwältigt. Detective Jeremy Fisk von der New Yorker Antiterrorereinheit ist jedoch skeptisch. Der Mann hatte keine Chance auf Erfolg! War er nur ein Bauernopfer und der eigentliche Terrorist konnte durch die Ablenkung unbemerkt in die USA einreisen? Fisk bleibt nicht viel Zeit. Denn die unmittelbar bevorstehende Zeremonie zur Eröffnung des One World Trade Centers ist das perfekte Ziel für die Taliban!